Herrn Salomon Ks Rede zur Jahrtausendwende

Autor(en): **Barth, Armin P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **75 (2000)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-324646

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Herrn Salomon Ks Rede zur Jahrtausendwende

Armin P. Barth

Als Herr Salomon K heute morgen in den Spiegel schaute, war der einzige Grund, der möglicherweise ausreichend war, in seine Gesichtszüge die Andeutung eines Lächelns zu flechten, der, dass er heute abend für eine Rede von einer halben Stunde 5000 Franken erhalten würde. Was er aber im Spiegel sah, einen kahlen Schädel, eine weisse Stirn, auf der die Lampe über dem Spiegel widerschien, glanzlose Augen, Furchen, die sich von den Augwinkeln bis zu den ergrauten Schläfen hinzogen, etwas aufgedunsene, formlose Wangen, schmale, graue Lippen, ein zu fleischiges Kinn, verstärkte in ihm die Überzeugung, dass ihm das Leben gehörig misslang.

In dem Brief, der ihn vor wenigen Tagen erreicht hatte und der an den sehr begehrten Dichter Salomon K gerichtet und von einer Gesellschaft unterzeichnet war, von der Herr K im übrigen noch nie gehört hatte, hiess es, die Jahrtausendwende stehe bevor, man bitte ihn dringend, zum Thema Zeit zu reden, was sie sei, wie sie vergehe und weshalb, seine, Herrn Ks, Gedanken dazu seien so wertvoll, dass man ausnahmsweise bereit sei, 5000 Franken als Lohn anzubieten, eine Summe, die ihm hoffentlich angenehm sei und jede mögliche Konkurrenz aussteche. Der Betrag war ungeheuerlich. Herr K hatte, obwohl durch seine Liebesromane zu einiger Bekanntheit gekommen, noch nie ein vergleichbares Honorar erhalten und auch nicht, selbst bei viel berühmteren Kollegen, von einem solchen vernommen. Immerhin hatte der Betrag ihn beim Schreiben beständig angespornt, während sonst der einzige Grund, dass er schrieb, der war, dass er für jede anständige Arbeit zu ungeschickt, zu kompliziert und zu ängstlich war. Beim Schreiben sah niemand sein Scheitern; und das Geschriebene entwuchs seiner Vergangenheit und wurde Literatur. Im übrigen war die Tatsache, dass ein Mensch, der immer wieder seinen vielleicht einzigen Freund bat, anflehte, Nadja, die er heimlich begehrte, in ihn verliebt zu machen, ausgerechnet Liebesromane schrieb, einfach lächerlich. Und so litt der Dichter Salomon K hauptsächlich daran, dass er ernst genommen wurde.

Herr K blieb den ganzen Tag über zu Hause. Er las bald in seiner Rede, um letzte Änderungen vorzunehmen, blätterte bald in einer Zeitschrift, lehnte bald gegen den Radiator in der Stube, um die Hitze zu geniessen. Einmal rief er seinen Freund an, ertrug geduldig dessen Berichte und die Glückwünsche für die Rede heute abend und log, es sei ihm gerade jetzt, während des Gespräches, aus Zufall in den Sinn gekommen, sich nach Nadja zu erkundigen. Aber der Freund war in dieser Sache nicht weitergekommen. Meistens und am liebsten sass Herr K in der Küche bei einer Tasse Pulverkaffee. Die Strasse lärmte herauf. Vor dem Fenster kreisten Vögel, als warteten sie, bis er den Schutz des Hauses verliess. Der Himmel war grau und braun und blähte sich gegen die Stadt. Der Winter stürmte heran und trieb Wolkenherden und jammernde Winde vor sich her. Ab und zu trat Herr K ans Fenster, aber nur seitlich, so dass der Fensterrahmen ihn verbarg. Nur die Vögel erspähten ihn im Vorbeiflug und lachten ihn aus. Dort unten, in der Strasse, gingen und fuhren die Protagonisten seiner Romane, all die Personen, deren Umstände er nach Belieben auswählte oder verwarf und deren körperliche Hüllen er mit seiner eigenen hässlichen Seele füllte. Er war der Welt gegenüber ein heimlicher und furchtsamer Beobachter, der sich selbst, wenn er mitten in ihr stand, so gut es ging verbarg. War er unter Menschen, so hielt er zu allen Distanz, und in Gesprächen überwand er nur mit Mühe seine Verlegenheit. Und wenn er nach Hause kam und die Stufen zu seiner Wohnung hinaufstieg, war er dann am glücklichsten, wenn ihn bei seinen Besorgungen niemand erkannt oder angesprochen oder auch nur bemerkt hatte. Das Schlimmste aber waren die Lesereisen, die er nur unternahm, weil er von seinen Büchern leben musste. Mit fortschreitender Lesung fühlte er all die Barrikaden fallen, die er zu seinem Schutz zwischen sich und dem Publikum errichtete, fühlte, dass aus seinem Mund die Texte durchschaubar waren, dass das Geschriebene mit ihm in Verbindung gebracht werden konnte, dass er alle seine Geheimnisse entblösste. Heute abend beunruhigte ihn diese Blösse nicht sehr; er las nicht aus seinen Romanen, und die Jahrtausendwende war ihm gleichgültig. Beunruhigend war höchstens die Möglichkeit, dass das immense Honorar ein Irrtum, die Zahl im Brief ein Druckfehler sein konnte.

Gegen Abend zog Herr K seine Rüstung an, die, wenn er in den Strassen war, die Welt so gut es ging von ihm fernhielt: den Hut mit der breiten Krempe, die dicke Brille, durch die ihm die Ungeheuerlichkeiten der Welt entrückt, wie in einem anderen Raum erschienen, die Krawatte, die er vor seiner Brust zu einer uneinnehmbaren Festung band, die weite, schwere Kleidung, in die er sich zurückziehen konnte, so wie man sich manchmal in die innere Gedankenwelt zurückzieht, Handschuhe, Stiefel, Mantel. Das Treppenhaus allein zu benutzen, gelang ihm meistens. Bevor er die Wohnung verliess, horchte er immer erst in den weiss ge-

kachelten Treppenabgang hinab, um sich zu vergewissern, dass niemand im Keller oder in der Waschküche war, dass die Metallklappen an den Briefkästen schwiegen und dass nirgends ein Schlüssel gedreht oder eine Türe aufgezogen wurde. Dann stieg er hastig und doch leise die Treppen hinunter, die Hand schon ausgestreckt, um die Haustüre aufzustossen, und huschte so schnell aus dem Haus, dass er den Gruss eines unerwartet auftauchenden Nachbars nur noch von weitem vernahm. Heute begegnete er niemandem, und als er auf die Strasse trat, begann es schon einzudunkeln. Die Dunkelheit beendete den Tag eher warnend als freundschaftlich.

Die Vögel starrten Herrn K feindselig von den Dächern an. Er musste eine Weile zu Fuss gehen und dann eine Strassenbahn besteigen. Während des Fussweges fühlte er immer wieder in seine Brusttasche, um sich zu vergewissern, dass er die Rede dabei hatte. Manchmal sicherte er mit der Hand seinen Hut gegen den Wind. Die entgegenkommenden Menschen bemerkte er kaum; es hätten ebensogut Scheiben sein können, die an Seilen gezogen wurden. Die Strassenbahn erreichte er nur rennend. Sein Herz schlug heftig, als er einstieg, trommelte, so dachte er, die ganze Stadt zusammen. Dann setzte er sich auf einen einzelnen freien Platz und rieb einen Kreis in die beschlagene Scheibe, so dass er die Welt nun während der ganzen Fahrt durch zwei Gläser beobachten konnte.

Überall standen und hingen noch die befohlenen Feierlichkeiten der vergangenen Festtage, Weihnachtsbäume, hektisch verankert und unter Fluchen geschmückt, Lichterketten, glitzernde, leere Geschenkpakete, die im Wind gegeneinander schlugen, Weihnachtsmänner aus buntem Plastik, die aus Vergesslichkeit noch immer leuchteten. Die Trottoirs waren voll von zerknüllter und von Schuhen achtlos zerstampfter Weihnacht. Inmitten dieser Trümmer von Jesu Geburt aber baute man in fieberhafter Eile an der Dekoration für das nächste Fest. Flatternde Fahnen wurden hochgezogen, Leuchtschriften an die Fassaden gehängt, Musik schwoll an und ab, in ihren Taschen trugen die Menschen Feuerwerk nach Hause, in schwindelnder Höhe schmückten Männer Laternenpfosten, von gierenden Tauben umflattert, die annahmen, man hänge Futter für sie auf. Am Bahnhofplatz wurde das Gerüst um das neue Denkmal abgebrochen, eine hundert Meter hohe Metallnadel, die die Jahrtausendwende markieren und in die Zukunft weisen sollte. Sie war gesichtslos von Anfang an und wies die Welt auf all ihren vier polierten Seiten ab.

Der Verlagsleiter hatte dem Dichter Salomon K geraten, über Umbruch und Wandel zu reden, über den Mut zu grossen Taten und die Chance zu ewigem Frieden, über die Lehren, die man aus einem bewegten Jahrtausend zu ziehen habe. Herr K hatte aufmerksam zugehört und im ersten Entwurf seiner Rede keinen ein-

zigen dieser Vorschläge aufgegriffen. Er hatte den ersten Entwurf mit der Frage begonnen, was sich sinnvollerweise feiern lasse: eine Tasse Kaffee, ein gelungener Satz, die überwältigende Empfindung, zu lieben und geliebt zu werden, einem Menschen geholfen, sein Leben bereichert zu haben, was ihm, Herrn K, freilich noch nie gelungen war, eine Montecristo No. 2, einmal im Leben eine Flasche Chateau d'Yquem. Aber eine Jahrtausendwende! Ein bestimmtes Datum zu erreichen, sei, als gösse man Wasser in einen Bottich, das irgendwann die Hektolitermarke übersteige; daran sei nichts geheimnisvoll. Nichts sei bedeutend an einem Datum. Es erhöhe den Menschen nicht, die Jahrtausendwende erlebt zu haben. Alles, was ein Gefühl von Wärme und Glück und Dankbarkeit und Demut auslöse, was wert sei, gefeiert zu werden und als Erinnerung nachzuwirken, unter Einbüssung seiner Kraft freilich, all dies sei zu privat, um ganze Völker jubeln zu lassen, und zu menschlich, um ein Datum zu betreffen. Heute schicke man bedeutungslose Begriffe in unnötige Gefechte. In diesen Schlachten werde dann zum Beispiel der Satz «Die Zeit vergeht» umkämpft, obwohl er ganz und gar sinnlos sei; es sei nichts vorstellbar, das man Zeit nennen könne und das nicht vergehe. Darum seien die ganzen Feierlichkeiten um die Zeit und ein Datum überflüssig. Die Jahrtausendwende bewege niemanden, das Fest springe auf den Menschen und reite ihn, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang, und treibe die Sporen in seine Lenden.

Die Nacht hatte das letzte Aufbäumen der Helligkeit niedergerungen. Sie lastete drückend auf der Stadt. Durch die Gläser sah Herr K den immensen Verkehr, die Lichter, die sich auf den Autodächern spiegelten. Der Wind zerrte an den Kleidern der Menschen. Der Dichter würde in wenigen Minuten das Schloss erreichen, in dem zu lesen er eingeladen war. Er kannte das Schloss, es hatte ihn immer schon beunruhigt. Es war schwer und dunkel wie seine Seele. Und litt an seiner Grösse. Aus Furcht hatten seine Herren in allen Zeiten an ihm gebaut, so dass es sich nun gegen seine Betrachter mit Zinnen und Türmen, Erkern und Dachgauben, Söllern und Gurtgesims, zuvorderst aber mit einem Burgtor und einer Pechnase schützte.

Die Rede, die Herr K nun bei sich trug und nach der er immer wieder fühlte, war die zweite Fassung. Die erste hatte er seinem Freund gesandt mit der Bitte, sie Nadja wärmstens zu empfehlen, und mit dem Brief hatte er seine mutigsten Gedanken an Nadja losgeschickt. Die Hoffnung, die heimlich Begehrte zu beeindrucken, hatte sich aber als falsch erwiesen. Nadja soll die Rede mit derselben achtlosen Handbewegung eingesteckt haben, mit der man manchmal ein Pamphlet einsteckt, das einem eine Person auf der Strasse reicht und nach dem man nur deshalb greift, um nicht in ein lästiges Gespräch verwickelt zu werden. Nadja hatte ihn

also verlassen, ohne ihn je gekannt zu haben. Herr K hatte die Rede dann umgeschrieben. Sie enthielt nun umständliche Passagen über das Gebet. Er definierte das Gebet als den Gedanken daran, dass der Mensch selbstgefällig, verletzlich, fehlerhaft und sterblich sei und zu lieben trachte. In diesem Sinne sei das Gebet die einzige anständige Möglichkeit, die Jahrtausendwende zu feiern. Für den Dichter K war das Gebet der verzweifelte Gedanke an Nadja, an ihre funkelnden Blicke, an die Rundungen ihres Körpers, bedeckt und doch preisgegeben von ihren duftenden Kleidern.

Salomon K verliess die Strassenbahn, hielt sofort seinen Hut fest und ging über die Strasse auf den Schlosspark zu. Kaum sichtbar in der Nacht lauerte das Schloss wie ein gewaltiges, aber scheues Tier, den gezackten, schwarzen Rücken, so schien es Herrn K, leise hebend und senkend. Auf sein Pochen an der Türe wurde ihm aufgetan von einer etwas steif wirkenden Krankenschwester. Herr K grüsste, legte Hut und Mantel ab, schob mit Daumen und Mittelfinger die Brille zurecht und folgte der Schwester. Auf ihrem gemeinsamen Gang sagte die Schwester, man sei schon fast vollzählig, der gnädige Herr werde in wenigen Minuten erscheinen. Herr K, der mit geneigtem Kopf hinter ihr herging, fragte, von welchem Herrn sie denn spreche, worauf sie antwortete, natürlich von dem gnädigen Herrn, der diese Feier veranstalte und der den sehr begehrten Dichter Salomon K zu lesen eingeladen habe. Herr K erschrak, als die Schwester eine Flügeltüre aufzog und diese ihm einen riesigen Saal voll von laut und aufgeregt diskutierenden und wild gestikulierenden Menschen entdeckte. Er trat zögernd ein und presste sich sofort gegen die Wand. Der Lärm rollte in Wellen heran und schlug ihn. Herrn K fiel auf, dass in dem ganzen prunkvollen Saal kein einziger Stuhl stand und dass viele der anwesenden Personen ihm bekannt waren, Schriftsteller, Schauspieler, Inhaber wichtiger Ämter, Staatsmänner, Bürgermeister, Wirtschaftsbosse, Nobelpreisträger, es schien Herrn K unbegreiflich, dass alle nur seinetwegen gekommen waren, umso mehr, als nun, da er eingetreten war, niemand auch nur die geringste Notiz von ihm nahm. Natürlich konnte es auch daran liegen, dass ihn noch niemand bemerkt hatte, zu sehr war man damit beschäftigt, zu fluchen und mit Fäusten zu drohen. Einige starrten fassungslos zu Boden, andere zogen Papiere aus ihren Brusttaschen und lasen darin oder zerrissen sie. Herr K begann masslos zu schwitzen, denn er fürchtete, den Zorn von Hunderten von Menschen auf sich gezogen zu haben. Immer wieder sprang eine Türe auf, und ein neuer Gast trat ein.

Nach einer Weile verstummte der Saal, da sich Herrn K und allen Anwesenden am Saalende auf einer eigens für den heutigen Abend errichteten Bühne ein merkwürdiges Schauspiel darbot. Von mehreren Krankenschwestern begleitet, die lange Stangen mit Infusionsflaschen trugen, wurde von der Schwester, die Herrn K

das Schlossportal geöffnet hatte, ein alter, verkrüppelter Mann im Rollstuhl auf die Bühnenmitte geschoben, in dessen Nase und Unterarm, mit Klebeband gesichert, die Infusionsschläuche verschwanden und an dessen viel zu weiter Kleidung eine junge, noch in der Ausbildung begriffene Schwester immer wieder nutzlos rückte. Nachdem der ganze Tross auf der Bühne Stellung bezogen hatte, kniete die Jungschwester neben dem Kranken nieder und hielt ihm ein Mikrofon vor den Mund, worauf dieser mit einer Stimme, die ihm niemand zugetraut hatte, anhob zu reden. Die Festlichkeiten dieser Tage seien ihm unerträglich. Er habe Geld und Krankheiten im Überfluss, und der Tod sei schon unterwegs zu ihm. Der Gedanke an eine Zeit, in der er keinen Einfluss habe, mache ihn traurig und zornig; deshalb habe er alle Personen angelockt, von denen Gefahr bestand, dass sie irgendwo eine Rede halten und Hoffnung für ein neues Zeitalter schüren würden. Es gebe für ihn keine Hoffnung. Das neue Jahrtausend gehe ihn nichts mehr an. Wie solle er angesichts des nahenden Todes, der nicht einmal auf sein Geld Rücksicht nehme, berührt sein von einem Datum! Nun sei es an der Zeit, die Jahrtausendwende zu zerstören. Einer nuklearen Reaktion ähnlich würden nun die Festlichkeiten aller Reden zusammenwirken und zur Explosion führen. Die Reden sollten also beginnen, die Türen seien natürlich verriegelt, dafür hätten Heerscharen von Krankenschwestern gesorgt. Und so kam es, dass in einem einzigen Saal des Schlosses, begleitet vom unbändigen Lachen des Alten, Hunderte von Reden gleichzeitig gehalten wurden und ungehört und unverstanden blieben, während der Rest des Landes wenigstens von Feierlichkeiten dieser Art verschont blieb. Für Herrn K war die Lesung angenehm. Er las, und niemand bemerkte ihn. Wie sollte er angesichts seines Scheiterns, seiner hoffnungslosen Liebe zu Nadja und der Vögel, die ihn auslachten, berührt sein von einem Datum!

Als Herr Salomon K, bevor er zu Bett ging, in den Spiegel schaute, war die Andeutung eines Lächelns, das er heute morgen in seinem Gesicht entdeckt hatte, verschwunden; Honorare waren natürlich nicht ausbezahlt worden.